

Judith Pinnow



Roman

⊗ | KRÜGER

nichts Wichtiges in dem Umschlag, nur ein alter Brief. Soll er selbst auf sein Zeug achten, was geht mich das an. Die Bahn nähert sich der Haltestelle, mein Blick klebt an dem Umschlag. Er sieht dick aus. Ohne es wirklich zu wollen, hebe ich ihn auf. Die Straßenbahn hält an. Ich drehe ihn um. Er ist unverschlossen. Mehrere Geldscheine gucken mich an. Das sind bestimmt über vierhundert Euro. Die Türen öffnen sich, und der junge Mann steigt mit seinem Karton aus.

»Warten Sie!« Ich springe auf und renne ihm nach, aber er ist schon auf den Bahnsteig gelaufen. Mir bleibt keine andere Wahl, ich muss aussteigen und ihm nachlaufen. Super, eine Haltestelle vor meiner. Jetzt habe ich die Wahl zwischen laufen und auf die nächste Bahn warten. Mein Rest des Abends fährt mit der Bahn, die ich gerade verlassen habe, weg. Wo ist der Kartonmann? Ich sehe seine dunklen strubbeligen Haare, die sich wippend auf den Ausgang zu bewegen. Außer Atem erwische ich ihn gerade noch an der Rolltreppe.

»Das haben Sie verloren.« Keuchend halte ich ihm den Umschlag hin.

Seine dunklen Augen weiten sich vor Schreck. Er nimmt den Umschlag, presst ihn an seine Brust und schließt die Augen. Unglaublich dankbar sieht er mich an und will mich spontan umarmen. Ich weiche etwas zurück, und der Karton ist auch im Weg, also lässt er es und stottert nur: »Danke, vielen Dank! Das ist – so nett von Ihnen!«

Ich nicke und weiß nicht, was ich sagen soll. Dass er das nächste Mal besser auf seine Sachen aufpassen soll, damit andere Menschen nicht wegen ihm aus der Bahn steigen müssen, kommt mir irgendwie nicht über die Lippen.

»Das ist mein Monatslohn. Ich weiß gar nicht, wie ich den verlieren konnte. Was für ein Glück, dass Sie ihn gefunden haben und nicht jemand anders!«

Ich denke daran, dass ich den Umschlag gar nicht aufheben wollte, und schäme mich ein bisschen.

»Tja, ich muss dann mal nach Hause«, sage ich.

»Warten Sie! Mögen Sie Schokotörtchen? Jeder mag doch Schokotörtchen.« Lachend drückt er mir den Karton in die Arme und springt auf die Rolltreppe. Ohne Karton ist er erstaunlich leichtfüßig. Ich bleibe überrumpelt unten stehen, den Karton in beiden Händen,

und schaue ihm nach. Er winkt, bis er oben ist. »Danke! Sie sind ein guter Mensch!«, ruft er und verschwindet.

Als ich endlich zu Hause bin, tun mir die Arme weh vom Kartonschleppen. Ich lege mich im Nachthemd auf mein Sofa, obwohl ich nur noch zwölf Minuten habe, bis ich ins Bett gehen muss.

Bevor ich neugierig den Karton öffne, streiche ich über die schöne geschwungene Schrift auf dem Deckel. *Konditorei Mama Molli*. Das klingt nach einem Ort, an dem es immer warm ist und nach Zimt duftet. Ob der Kartonmann für diese Konditorei arbeitet? Ich klappe den Deckel hoch und blicke auf eine ganze Armee tiefdunkler, glänzender Schokotörtchen. Einige sind mit Himbeeren und Heidelbeeren garniert.

Vorsichtig hebe ich eins mit Himbeeren aus der Packung. Um diese Uhrzeit esse ich normalerweise nichts mehr. Ich beiße ab. Es schmeckt himmlisch. Viel besser, als ich erwartet hatte. Schokoladig, fluffig, schmelzend lecker. Besser als jeder Vanillejoghurt. Andächtig kaue ich vor mich hin. Wie gut, dass ich den Umschlag aufgehoben habe.

Wer hätte gedacht, dass der Tag so endet? Mir fällt das Kind im Aufzug wieder ein. »Du musst nur jemanden in der Bahn ansprechen ...«

Da besteht überhaupt kein Zusammenhang. Das ist lächerlich. Ich esse noch ein Törtchen und beschließe, nicht weiter drüber nachzudenken. Nach vier Törtchen gehe ich mit viel zu vollem Magen, aber seltsam zufrieden ins Bett.

Kapitel zwei

Ich schließe gerade meine Wohnung auf, als sich hinter meinem kleinen Schränkchen, das links neben der Wohnungstür auf dem Treppenabsatz steht, etwas bewegt. Etwas Großes. Größer als ein Tier. Ich schreie, also vielmehr es schreit mich. Ein unkontrollierter, hysterischer, erschrockener Schrei entfährt mir, ohne dass ich ihn zurückhalten kann.

Das größere Etwas schreit zurück. Es ist das Mädchen aus dem Aufzug.

»Bist du verrückt?«

»Wieso, du hast zuerst geschrien!«

»Weil du hier hinter meinem Schrank hockst. Du hast mich zu Tode erschreckt.«

»Du mich auch. Wieso schreist du denn so schrecklich?«

Ich hebe den Schlüssel auf, der mir vor Schreck aus der Hand gefallen ist. Ich will mir mein Abendessen machen und meine Dienstagsserie gucken. Dienstag ist *Monk*tag. Monk ist ein seltsamer Detektiv, der tausend Ängste und Neurosen hat. Ich seh ihm gern zu, wie er unbeholfen durch seine Fälle stolpert und am Ende immer alles löst.

Schnell schließe ich meine Tür auf. Das Kind trägt wieder seine rote Baseballkappe und stellt sich direkt neben mich, bereit, mit mir zusammen meine Wohnung zu betreten.

»Geh nach Hause«, sage ich und stoße die Tür auf.

»Kann ich nicht. Ich hab meinen Schlüssel vergessen, und niemand ist da.«

Das ist ja großartig. Aber nicht mein Problem.

»Die kommen sicher gleich«, sage ich zuversichtlich, betrete meine Wohnung und knalle ihr die Tür vor der Nase zu.

Ich stelle meine Dienstagsschuhe auf ihren Platz und hänge meine

Jacke auf. Während ich Pipi mache, zähle ich die Fliesen im Bad. Es sind zwölf einhalb. Ich weiß es, weil ich sie jedes Mal zähle. Mein Magen knurrt. Wird Zeit, dass ich etwas zu essen bekomme. Ob das Mädchen auch Hunger hat?

Es ist wirklich nicht mein Problem, wenn sich die neuen Eltern genauso wenig um sie kümmern wie ihre Mutter zu Hause. Ich wasche Hände und schaue danach kurz in den Spiegel. Meine Haare sind schrecklich. Vielleicht sollte ich auch mal eine Baseballkappe tragen. Ich verbiete mir jeden weiteren Gedanken an das Kind, gehe in die Küche, öffne den Kühlschrank und starre eine Minute lang meine wenigen Vorräte an. »Verdammt«, fluche ich schließlich, schliesse den Kühlschrank und schleiche zur Wohnungstür. Ich lege mein Ohr an das Holz und lausche. Nichts zu hören. Einen Spion habe ich leider nicht. Sie ist sicher ein Stockwerk tiefer und wartet dort. Ich lege die Hand auf die Klinke. Wenn ich einmal in den Flur lausche und nichts höre, kann ich sie vielleicht vergessen und mir endlich ein Essen machen. Ich öffne langsam die Tür. Das Kind steht direkt vor mir auf der Matte, als hätte es nur darauf gewartet. Sie hält den Kopf schief und schaut mich an. Ich seufze tief und öffne wortlos die Tür etwas weiter. Sie versteht und kommt wie eine kleine Katze sofort herein.

»Schuhe aus«, kommandiere ich, bevor sie weitere Schritte in den Flur machen kann. Sie zieht artig ihre Schuhe aus. Auf dem Schuhregal ist kein freier Platz. Natürlich nicht, denn meine Dienstagsschuhe stehen ja schon dort. Sie stellt ihre Schuhe einfach neben das Regal auf den Boden, was mir nicht passt, aber ich habe auch keine bessere Idee. Ich hebe sie hoch und stelle sie ein paar Zentimeter weiter nach links. Zu zweit betrachten wir ihr kleines Paar Stoffschuhe, das so verloren vor meinem Regal voller Damenschuhe steht. Sie schaut mich unsicher an, nimmt dann ihre Schuhe in die Hand und stellt sie auf die Fußmatte vor die Tür. Das ist besser. Ich nicke. Jetzt sieht es so aus, als würde sie gleich wieder gehen, und das gibt mir ein gutes Gefühl.

Sie folgt mir in die Küche.

»Möchtest du ...« Ich unterbreche mich, weil ich sehe, wie sie mit den Fingern meine Küchentheke berührt. »Geh mal Hände waschen!« Ich deute auf die Badtür.

»Okay«, sagt sie fröhlich und verschwindet.

Ich schließe die Augen und fasse mir mit beiden Zeigefingern an mein Nasenbein. Warum habe ich sie reingelassen? Wie lange muss sie jetzt bei mir bleiben? Es ist zehn nach sechs. Um sieben beginnt *Monk*. Bis dahin werden ihre Pflegeeltern ja wohl wieder zu Hause sein. Ich werde uns einfach etwas zu essen machen. Dann essen wir, und dann geht sie. Ich reiße meinen Vorratsschrank auf. Was essen Kinder? Spaghetti. Spaghetti sind gut, und meistens habe ich auch welche da. Eine Fünfhundert-Gramm-Packung reicht für fünf Mahlzeiten. Ich koche immer genau hundert Gramm. Ich finde die Packung, in der noch zweihundert Gramm sind. Das passt. Im Kühlschrank habe ich noch Speck und Sahne. Das wird etwas knapp für zwei Personen, aber es wird gehen. Ich setze einen Topf mit Wasser auf, schalte den Herd an und kippe dann noch mal etwas Wasser nach. Ich bin es nicht gewohnt, für zwei Personen zu kochen. Ich esse immer allein. Ich kaufe ein, was ich für mich brauche, und fertig. Ich mag es nicht, Besuch zu haben. Man weiß nie, was der andere mag, kauft alles Mögliche ein, und dann steht es hier rum. Ich hasse es, Essen wegzuworfen. Einmal habe ich für eine Kollegin, die nachmittags vorbeikommen wollte, um sich mein Sofa anzuschauen, weil sie für ihre neue Wohnung ein ähnliches Modell suchte, extra eine große Packung Kekse gekauft. Sie lehnte aber dankend ab, weil sie gerade Diät machte, und ich blieb auf der geöffneten Riesenpackung Kekse sitzen. Sie wurden weich und ungenießbar, und ich bin sowieso nicht so für Kekse. Ich musste alles wegwerfen. So eine Verschwendung. Nehme ich jetzt für das Kind auch hundert Gramm? Oder weniger?

Sie kommt zurück in die Küche und setzt sich auf meinen Barhocker an die Küchentheke.

»Das ist ein toller Platz!«, stellt sie fest. Ja, ist auch mein Platz. Von dort aus kann man den kleinen Küchenfernseher perfekt sehen. Man kann allerdings nicht zu zweit dort sitzen, denn ich habe nur einen Barhocker. Wir werden am Esstisch sitzen müssen, an dem ich nur zum Zeitunglesen sitze.

»Was meinst du, wie viele Spaghetti isst du?«

»Och, so viele wie du hast.«

Das ist keine hilfreiche Antwort. »Hundert Gramm?«, frage ich nach.

»Mach lieber tausend!«